



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Neapel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nach einer anderen Raphael'schen Zeichnung hat ein jetzt nur zur Hälfte erhaltenes Relief in Villa Ludovici, welches das Urtheil des Paris darstellt, ergänzt werden können. Um schließlich an recht Alltägliches zu erinnern: der sogenannte Genius mit der umgekehrten Fackel und dem Kranze, der so oft auf unsern Friedhöfen mitten unter der Schaar christlicher Kreuze steht, stammt nirgend anders her, als von den römischen Sarkophagen.

Briefe aus Neapel.

Wer in diesem Winter aus Neapel berichtet, muß wohl zuerst des alten Zerstörers gedenken, der vor Kurzem wieder sich gewaltig gezeigt hat.

Heute am 1. December ging es zur Lava hinaus, die uns schon einige Tage durch Rauch und Schein gelockt hatte. Wir fuhren nach Portici (das sich ohne Brücke an Neapel anschließt) und schlugen uns von da seitwärts unter Leitung eines Führers in die Weinberge, aus denen uns schon ein Brandgeruch entgegenwehte. Der Anblick, der sich alsbald darbot, war ebenso überraschend und fremdartig, wie abscheulich. Wir hatten uns die Sache anders gedacht, erkannten aber sehr bald, warum sich das Phänomen hier, wo der Lavastrom zum Stehen gekommen war, so und nicht anders gestaltete. Vor uns nämlich erhob sich in einer Höhe von vielleicht 20 Fuß in schräger zerrissener und zerklüfteter Böschung eine schwarze formlose brockigte Masse, die sich am Besten mit einer Aufschüttung gefrorener und leicht beschneiter Erdschollen vergleichen läßt und die diesen Vergleich fast vollständig aushalten würde, wenn nicht hie und da Rauch daraus emporstiege. Näher betrachtet läßt sie sich als zerrissene poröse Schlacke und Asche erkennen. Die Sache erklärt sich einfach. Oben an der Kratermündung sucht sich der glühende Strom die erste Rinne, die sich ihm darbietet. In diese stürzt er hinab, fängt aber allmählig an seiner Oberfläche zu erstarren und zu oxydiren an. Allein die sich bildende dicke Kruste bleibt nicht in Ruhe; theils bleibt die Lava im Innern flüssig und arbeitet weiter, theils drängen immer neue Massen von oben nach. So wird die Kruste, während sie sich bildet, fortwährend zerstört, und dies gibt die zerrissenen formlosen Schollen, die nun immer weiter nach unten geschoben werden, wo sie sich endlich hoch über dem Boden emporstauen müssen. Der weiße Keil, der darüber liegt, wird aus ammoniak- und salpeterhaltigen Salzen gebildet, die an der Oberfläche crystallisiren.

Wir stiegen durch einen Lacrymä-Christi-Weinberg, der halb zugedeckt war, an der Seite der Lava hinauf; bis auf zwei Schritt war sie dem Weinbergshause nahe gekommen und thürmte sich neben ihm in gleicher Höhe auf. Auf den Balken des Häuschens war in der Eile irgend ein hölzerner Heiliger gestellt worden, der seine Hand gegen den Strom emporhielt. Ein heiliger Januarius und eine Mutter Gottes waren an die Pfosten gebunden. Nun, dies Haus war denn auch verschont geblieben, der Strom hatte auch nicht mehr die Gluth ausgehaucht, die es von Außen hätte beschädigen können; aber rechts unter der unheimlichen Masse lag doch eine große Anzahl von Häusern, natürlich für immer, begraben. Die Menschen hatten zum Glück Zeit gehabt zu flüchten.

Nicht weit über dem Hause forderte uns der Führer auf, die Lava selbst zu besteigen und es konnte dies ohne alle Gefahr geschehen, obgleich man die Wärme der Schlacke durch die Sohlen spürte. Mit großer Mühe kletterten wir unter Begleitung der Damen etwa 60 Schritt hinauf und übersahen nun die ganze Breite des verwüstenden Stroms. Er war eben aus einer neuen Oeffnung herausgekommen, war dann neben der Eremitage (auf der mittleren Höhe) vorbeigestürzt und hatte sich, in einer Breite von 180 Metern, auf Portici zugewandt und auf diesem Wege einen Theil der Gemeinde Novelle verschüttet. Indem uns der Führer mit italienischer Lebendigkeit den Vorgang beschrieb, ahmte er für das Herabstürzen der glühenden Fluth die Galoppbewegungen eines Pferdes nach, und für den Ton eine brummende Orgelpfeife. Den Geruch prüften wir selbst als eine Mischung von Apotheke und Brandstätte. Wir gingen an einen der natürlichen Schlöte heran, aus denen es noch rauchte und die sich mit schwefligem und salzigem Niederschlage gekränzt hatten. Der Führer legte einige Neben hinein und sofort schlug die Lohe heraus. Er versicherte uns, daß man nach 15 Monaten noch an diesen Stellen Macaroni kochen könne. — Unter großen Beschwerden krochen wir über die scharfe Schlacke wieder herab, gingen durch die Weinberge, die auf einer alten Lava kostbaren Wein erzeugen, zurück und suchten unseren Wagen, um nach Herculanium zu fahren.

Pompeji mit seinen Häusern, Theatern und Gräbern, die Antiken, die Kirchen, in den Kirchen die Vangeweile oder die Lüsterheit, und dann und wann Theater — das gibt eine bunte Mosaik im Tagebuche. Aber die allerbuntesten Farben fehlen noch, und der Fremde, der mit dem besondern Zwecke hierherkommt, zu sehen und zu genießen, lebt kaum anders und verwirrter als der Einheimische — nur daß dieser lediglich nach dem hascht, was gar keine Gedanken macht.

Der heutige Abend gehört dem Theater San Carlo. Man bekommt des Genusses vollauf: vier Acte Martha, nach dem zweiten eine Fantastie des greifen Mercadante „Ommaggio à Pacini“, ein melodisches, aber etwas breites und überzart instrumentirtes phrasenreiches Werk, das dem anwesenden blinden Maestro die lebhaftesten Huldigungen der Zuhörer eintrug. Nach der Martha aber kam nun gar noch ein Ballet „Shakespeare“ genannt, höchst komisch durch unglaubliche Naivetät. Vor einer Schenke allerlei Maskenscherz; alsdann erschien Shakespeare auf der Bühne, ein gelblich gedunsener Mann mit schwarzem strähnigen Haar und einer Glase, vollständig und imposant wie eine Hemisphäre. Sein Zustand ging über das polizeilich Zulässige weit hinaus: er war ungeheuer betrunken und stellte demnächst seine Flasche auf den Boden, um nach den Leuten zu stehen. In diesem Stadium gerieth er auf einen Sessel, es kam ihm eine Exposition zu schlafen an und so wurde er in den königlichen Garten transportirt. Hier hatte er einen raren Traum. „Aber der Mensch ist nur ein Esel, der sagen kann, was ihm war, als hätt' er, oder was ihm war, als wär' er.“ Eine Dame mit einer Harfe, die sich in seine Nähe postirt hatte, harfte ihn auf und nöthigte ihn, die Sprünge eines Genius nicht nur anzusehen, sondern gelegentlich auch regelrecht zu unterstützen. So oft er von diesem Geschäfte die Hände frei hatte, fuhr er sich damit in die Nester seiner Haare. Der Genius trug eine lange Trompete mit sich, die zugleich ein Katalog war; denn er zog gelegentlich aus der Seite derselben einige Papierstreifen, auf denen man, ehe sie wieder zurückschnappten, die Worte „Richard“, „Hamlet“ lesen konnte. Shakespeare las sie gleichfalls, wühlte aber nach wie vor in den Haaren; eine hinten erscheinende Scene aus Romeo machte ihn noch confuser. Der Genius, der kaum noch auf die Sohlen kam, wurde ängstlich — als Shakespeare endlich, offenbar nur um ihn zufrieden zu stellen, und wenig überzeugt eine Schreibbewegung machte. Damit war's gut. Im nächsten Acte wurde der Dichter aspirant zur Königin beschieden und, weil er ihren Garten durch einen so bevorzugten Kausch geweiht hatte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Die große Frage nach dem persönlichen Ansehen, das Shakespeare zu seiner Zeit genossen, wurde dann einfach dahin gelöst, daß er sich zu der Königin auf eine Gartenbank setzte, um ein Ballet anzusehn. Damit war die große Ferme für eine endlose Cadence von Solo's und Ballbiles gewonnen, und der geniale Erfinder der Handlung konnte ausruhen. Shakespeare schien es aber bei all den wirbelnden Bewegungen wieder drehend zu werden; er zog sich deshalb mit der Königin bald in die Gemächer zurück. — Alles sehr spaßhaft, wenn man bedenkt, daß Shakespeare so ziemlich dem ganzen Publicum nur dem Namen nach bekannt ist; noch spaßhafter durch die Pointe des ganzen Abends: es galt nämlich die Officiere einer frisch angekommenen Grenzboten I. 1869.

englischen Fregatte zu ehren. Werden wir hier einigermaßen bekannt, hoffe ich Schiller und Goethe noch ein Pas de deux tanzen zu sehen.

Die Beobachtungen zusammenzutragen und zu fixiren, die ich bisher an den Bewohnern dieser seltsamen Stadt gemacht, habe ich gewartet, um erst mit einiger Sicherheit die stehenden und wiederkehrenden Erscheinungen von den zufälligen und momentanen zu unterscheiden, auch um etwa so zu sagen das Mittel des Volkscharakters festzustellen und ein etwaiges Mehr oder Minder, das durch vorübergehende politische oder sociale Verhältnisse zu erklären wäre, an seinem Orte und mit seinen Ursachen zu betrachten. Gerechtigkeit gegen ein fremdes Volk ist ohnehin eine schwere Sache. Mit der fremden Natur ist es kaum anders, und es gehört immer eine gewisse Beweglichkeit des Geistes und Bildung des ästhetischen Sinnes dazu, um die Schönheit einer fremdartigen Landschaft zu erkennen und wirklich zu genießen. Aber die Natur dringt nicht so auf uns ein wie das Volk, das gehört, mit dem verhandelt sein will, und das uns an seinen Gewohnheiten betheiltigt zu sehen wünscht.

Und diese Gewohnheiten — wie sind sie durchaus von dem Charakter der umgebenden Natur abhängig! Das ist das Erste und Wichtigste, was berücksichtigt werden muß. Was das hiesige Klima am stärksten von dem unsrigen unterscheidet, ist dieß, daß die natürlichen Epochen des Jahres, die bei uns so stark einschneiden, hier fast ganz verwischt sind. Der Winter ist hier nur ein vermindertes Sommer, er fordert keine Veränderung der Lebensweise. Wir sahen vor einigen Tagen junge Erbsen, im Freien gewachsen, auf dem Markte; an demselben Tage blühende Erbsenbeete in den Weingärten, und die große Bohne schießt schon längst überall kräftig empor. Für einen halben Frank kauft man an den Straßenecken die mächtigsten Rosenbouquets, die schönsten Camelliensträuße; rothe Geranien, die blauen Blüthen eines Rankengewächses sieht man noch häufig in den Gärten, von denen auch die meisten nur immergrüne Bäume haben, und die Orange wird hier Ende Januar geerntet. Um die köstlich dufenden honigreichen Blüthen der Terebinthe summen die Bienen, die hier, wie es scheint, zu arbeiten nicht aufhören; die Beete, die noch unbestellt geblieben sind, glänzen von gelbblühendem Unkraut; die Magnolie, an der noch die Samenkolben mit ihren rothen Kernen hängen, treibt schon wieder, die Citrone, ihrer Sommerfrucht noch nicht entlastet, zeigt bereits Blüthenknospen und rasch, ehe deren alles betäubende Duft ausbricht, nimmt das Weilchen die Zeit für seine bescheidene Blüthe wahr: so reichen sich Sommer und Frühjahr über den Winter hinweg die Hand. Nach wie vor verkauft der Limonadenhändler seine Eisklimo-

nade an der Straße, nach wie vor spielen kleine Hemdenmäße im sonnendurchwärmten Sande, springen größere Schlingel für einen Soldo ins Meer, tauchen andere zu ihrem Erwerb nach Knochen und sonstigen versunkenen Kostbarkeiten, und die Farbe ihrer Haut bleibt dabei so golden wie im Sommer. Auch die vornehme Welt findet keine Veranlassung zu andrer Tageszeit, als im Sommer, vor die Deffentlichkeit zu treten; sie fährt ihren Corso nach wie vor um 4 Uhr. Das Leben bleibt durchaus öffentlich, das Haus nur ein Unterkommen, die Straße der eigentliche gemeinschaftliche Saal, Spiel- und Tummelplatz für Alle.

Es giebt hier also keine Zeit, welche dem Menschen die lustige Buntheit und Bewegtheit des Lebens raubte und ihn mit Gewalt von Außen nach Innen drängte. Wir Nordländer leben im Sommer, von der Natur gelockt, mehr genießend nach Außen, im Winter mehr reflectirend und producirend nach Innen. Und was erwarten wir nicht Alles vom Wechsel der Jahreszeiten! Neue Aufgaben, neue Beschäftigungen, neuen Verkehr, die Wiederanknüpfung zerrissener Verhältnisse, die Auflösung solcher, die uns unbecquem geworden sind, ganz neue Wendungen für unser inneres und äußeres Leben. —

Nun muß sich Alles, Alles wenden — so erwarten wir's vom Frühjahr, so vom Winter. Alle diese starken Abschnitte, die den Menschen zum Stillestehen und zur Betrachtung seiner selbst nöthigen, die ihm Gelegenheit geben, sich seinen eigenen geistigen Gehalt erst bewußt und gegenwärtig zu machen, sie existiren für den Südländer nicht. Er bleibt stets nach Außen gewandt, stets darauf gerichtet, den Augenblick rasch zu ergreifen, stets außer sich, weder vor noch rückwärts denkend. Er lebt nicht im Gedanken, sondern nur im Handeln und Genießen; er ist daher in jedem Momente ganz er selbst und nie beirrt durch Unterscheidungen und Theorieen, die aus der Reflexion und aus dem Ernste des Gewissens stammen. Ueber nichts macht er sich Gedanken: er mengt Arbeit und Genuß, Ernst und Scherz, Heiliges und Ueppiges ganz naiv durcheinander. Der Neapolitaner arbeitet auf der Straße, um jeden Augenblick dabei seinen Spaß und seine Unterhaltung zu haben, er sieht am Abend „die Geburt des menschengewordenen Wortes“ und ein schönes neues dreiaktiges Ballet auf einer und derselben Scene, und wieder die Kirche macht er sich zum Schauspielhause. Da muß er zur Feier des Auserstehungsfestes unter dem Schleier der Madonna Vögel auffliegen sehen; da muß sich das Blut des armen Januarius, unbekümmert um alle Kalenderstille, von je am 19. September und am 3. Mai jedes Jahres vor der Menge noch einmal in Fluß setzen.

Gut, daß Januarius und einige Andere ein für alle Mal das Schwerste geleistet haben, was vom Menschen zu fordern ist, mögen diejenigen die reli-

größten Dinge ausmachen, die dazu von Natur prädisponirt sind! Jeder Mensch sein eigener Priester, ist ein Gedanke, der hier nicht aufkommt; die Religion ist eine Provinz der Geistlichen; mögen sie dieselbe ohne Aufsehen zu machen und ohne unbequem zu werden verwalten. Nur bei dieser Auswendigkeit der Religion, die dem Menschen ganz gegenständlich und bloß anschaulich wird, konnte es kommen, daß Kirchen und Priester sich so unzählig vermehrten; denn der Leichtsinn, der die Regel macht, wird doch auch durch Angst und Schmerzen unterbrochen, und da fühlt sich das kindische Gemüth unsicher, stürzt sich dem Aberglauben in die Arme, schreit nach Zeichen und Wundern, glaubt die erste beste Fabel und stiftet in Angst oder Dankbarkeit Messen über Messen, Kirchen über Kirchen.

Man muß nun dies kindliche und kindische Wesen, diese absolute Natürlichkeit im Einzelnen betrachten. Es ist eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung. Da ist auch — obschon Neapel eine halbe Million Einwohner hat, — nichts von der Gemessenheit und Uniformität großer Städte; nur die vornehme Welt macht sich auch hier das Leben so monoton wie sie es überall thut, sie allein unterwirft sich jener internationalen Gottheit, die man mit gähnendem Munde, falschem Haar und geschminkten Wangen darstellen sollte, der Mode. Der gemeine Mann thut geradezu Alles, was ihm beliebt, und nirgends in der Welt fühlt man so wenig die Polizei durch, wie hier. Er setzt seinen Kochofen auf die Straße und legt sich mit seiner ganzen Familie dazu — es ist ihm erlaubt; er treibt dazu sein Handwerk und läßt alle Abfälle davon liegen — es ist ihm erlaubt; er röstet sich an einem kleinen Feuer, das er auf dem Pflaster anmacht, Pinienäpfel, seine halbnackten Buben verschleppen die brennenden Späne über die Straße und zünden damit Schwärmer an, die sie für die zusammengebettelten Soldi gekauft haben — Niemand wehrt ihnen. Die Wäsche flattert über die Straße, der Unrath sauft aus dem Fenster, ganze Ziegenheerden drängen sich auf dem Trottoir der vornehmsten Straßen, um ihre Milch persönlichst in die Palazzi zu tragen — lauter primitive behaglich kleinstädtische Zustände. So will auch dies Drängen und Treiben auf dem Toledo, auf dem sich in jedem Augenblicke Tausende von Fußgängern und Hunderte von Fuhrwerken aller Art durcheinanderdrängen, selbst den Kleinresidenzlern nicht recht imponiren: man sieht, wie Alles um kleine und kleinste Zwecke hastet und drängt, wie das Leben hier überall en détail austritt und der wogende Lärm der berühmten Straße nur die unendliche Vervielfachung kleinstädtischen Treibens ist. Das Sorgen von der Frühe bis auf den lieben Mittag, vom Mittag auf die Schüssel und die Unterhaltung des Abends, am meisten aber ein Leben im Moment: das ist der Inhalt der colossalen Bewegung.

Aber lassen wir den Toledo; treten wir von Portici her in die am

Hafen entlang führende Straße ein. Drei Dinge sind es, die da dem Fremden in der Deffentlichkeit dieses Lebens sofort höchlichst überraschen. Zunächst erstaunt er zu entdecken, daß die in der Ferne so hellstimmernde Parthenope bis über die Knöchel im ungeheuersten Schmutze wadet. Das ist auch eine Folge der Sorglosigkeit des Neapolitaners, der nicht so weit in die nächste Stunde hineindenkt, daß er die Abfälle der gegenwärtigen beseitigt. Er denkt nie an Reinigung seines Hauses oder seiner Person, wenn er nicht zu den oben erwähnten Wasserspringern gehört; — ich spreche hier natürlich nur von Denen, deren Leben vorzugsweise auf der Straße ist, aber ihre Zahl ist Legion. Mit dem Schmutze verbinden sich die unsäglichsten Gerüche, in deren Composition der Neapolitaner geradezu Virtuose ist. Von ihm selbst sagt man, daß ihm der fünfte Sinn fehle; wir Andern genießen seiner Werke desto mehr. Das Zweite, was uns auffällt, ist das unablässige Geschrei auf den Straßen. Was irgend ausgedoten wird, Eiswasser, Orangen, Äpfel, Pinienzapfen, Feigen, Fische, Schwefelhölzer, Cigarrenstummel — es wird Alles schreiend ausgedoten. Und der Neapolitaner schreit ganz eigenthümlich. Er reißt den Mund auf, daß man beide Zahnreihen vollständig sieht, setzt den Ton mit durchdringendster Energie ein, zieht ihn durch zwei, drei kleine Intervalle hindurch und verbraucht endlich den Rest von Athem in irgend einer ganz unerwarteten Tonart. Es ist als käme der Ton gerade eben in die Freiheit und wüßte vor Entzücken nicht wohin. Dabei sieht man dem Schreier den Genuß seines Geschreis auf dem Gesichte spielen, wie dem Hahn bei seinem Kikeriki. Gesungen wird auch viel, und nicht bloß von Leuten, die dafür Geld sammeln: der Eseltreiber, der Kutscher, der kleine faullenzende Lazzarone, sie singen oder summen sich ihre Weisen. Das Dritte, was den Fremden überrascht, aber angenehm berührt, wenn er irgend ein Auge dafür hat, ist die ausdrucksvolle Lebendigkeit und Schönheit aller Bewegungen. Das ist eine Folge der Wärme, welche die Menschen jahraus, jahrein genießen. Wärme löst die Glieder, Kälte fesselt sie. In diesem warmen Klima folgt das Glied entweder ganz seiner eigenen Schwerkraft — und dies gibt die völlig gelassenen Stellungen, die wir so oft auf italienischen Bildern und an Antiken bewundern — oder es folgt ganz und unbehindert der Intention, die es in Bewegung setzt. Bei uns erscheint es in der Ruhe wie in der Spannung immer ein wenig verklemmt und contract, der Körper überhaupt fester und gedrungener. Es ist wahrlich keine Einbildung mit der classischen Schönheit der Bewegungen des Neapolitaners: Nur wissen sie Viele vor Schmutz und Lumpen nicht zu sehen. Aber Schönheit des Angesichts findet man hier gerade nicht häufig, besonders nicht unter den Frauen, die ungemein rasch altern.

Kommt man von Portici her in die Stadt — beide Orte schließen un-

mittelbar an einander — so treten jene Eigenheiten des neapolitanischen Lebens den Sinnen sofort in ihrem höchsten Grade entgegen. Familie neben Familie lungert, arbeitet, spielt vor ihrer Höhle. Diese Höhle ist das Erdgeschoss eines unendlich schmalen hohen Hauses, das nur Balkonthüren, keine Fenster zeigt. Ein Gemach birgt den ganzen einfachen Hausrath, der bis auf das sehr umfangreiche Bett Tags über auf die Straße wandert; in diesem Zimmer schläft Alles mit Einschluß der Katzen und des Federviehs.

Früh setzt sich der Papa mit seinem Arbeitskasten vor die Thüre, flickt unter Beihilfe der primitivsten Instrumente einen alten Stiefel mit einem anderen gefundenen und unterhält sich dazu mit Jedem, der ihm nahe kommt. Großmutter steht in der Thüre und spinnt an der Spindel, dem poetischen, aber höchst mangelhaften Geräth, das hier nur beibehalten ist, damit Großmutter jeden Augenblick auch herumlaufen und jedes Ereigniß, das auf der Straße vor sich geht, spinnend in der Nähe betrachten kann. Wenn Mama nicht etwa einen Fisch oder Pintenäpfel röstet oder Maiskerne quellt oder irgend eine unsagbare Mischung für die Familie zubereitet — die keine bestimmte Gßstunde hat — so wird sie der Tochter oder der Nachbarin das Haar kämmen oder auf den Häuptern der Ihrigen die niedere Jagd ausüben — Alles auf der Straße. Das Kämmen gehört unter die Passionen der Straßenbevölkerung; man sieht es überall und zu jeder Stunde und ein Weib mag sich wohl, wenn sie die Liebe der Ihrigen genießt, ein halb Duzend Mal des Tags kämmen lassen. Einen Zweck hat es weiter nicht; es ist nur angenehme Variation des dolce far niente. Die Ausübung der erwähnten Jagd beruht auf dem großen Princip der Gegenseitigkeit; es ist ein Bild nicht ohne Würde, wenn man drei Matronen, durch dieses sittliche Band vereinigt, in stiller Gelassenheit auf einander warten und einander bedienen sieht. Sie sitzen still und ernst wie die Parzen, ganzen Generationen Untergang sinnend. Niemand nimmt daran ein Vergerniß; auch der Obstverkäufer nicht, der unmittelbar neben ihnen seine Drangen und Cactusfeigen schält; auch der Lazzarone nicht, der diese Früchte für einen erbettelten Soldo verspeist. Das naturam expellere wird hier von keiner Seite versucht. — Nun kommt etwa eine kleine Maccaronifabrik, ein sehr einfaches Knet- und Preßwerk, von einem einzigen Manne mittelst eines Rades in Bewegung gesetzt. Mit Maschinen würde man das Zehnfache leisten, aber wer wird sich hier in die Claverei einer Maschine begeben, die das anspruchsvollste Ding von der Welt ist und, einmal im Gange, nicht wieder aufhören will. Der Neapolitaner muß jeden Moment zu arbeiten aufhören können, um sich jeden Moment zu amüsiren. Dafür kann man ihn auch noch Abends um 11 Uhr an seinem Rade drehen, auf seinen Amboss hämmern, an seiner Bank hobeln sehen. Im Ganzen kommt freilich nicht

viel dabei heraus; die Arbeit der Handwerker ist durchweg naiv und mangelhaft. Auf den Nudelfabrikanten folgt eine der zahllosen Trattorien, die es hier in allen erdenklichen Abstufungen giebt. Wieder nur ein einziger Raum, und die Vorräthe weit in die Straße hineingebaut. Die Thür und das Büffet — wenn man diesen stolzen Namen anwenden will — sind garnirt mit Büscheln von rothen Früchten, meist Paradiesäpfeln, mit Maiskolben, Endivienstauden, Fettblasen, Würsten; die Tische sind mit Käse, Brod und classisch geformten Weinflaschen besetzt; in der Pfanne schmoren Maccaroni, Würstchen oder Fische. An Zuspruch fehlt es nicht; nur bleibt hier Niemand lange sitzen. Daß sich schmutzige Kinder zwischen den Körben und Tischen herumwälzen, daß eine Bande Pifferari sich zu ihm setzt und ihm die Ohren vollrudelt, wird hier den Gast nicht belästigen; ein reinliches und ruhiges Plätzchen ist in diesem ganzen Stadttheile ohnehin nicht zu finden.

Aber so ein Stück Straße, von den Häusern aus so mannigfach belebt, empfängt doch erst aus dem allgemeinen Verkehr seinen rechten Tumult. Hunderte von lasttragenden Eseln und Maulthieren, von Fuhrwerken aller Art bewegen sich fortwährend mit und gegen einander. Das unglückselige Lastthier hat nicht nur rechts und links zwei hochgepackte Gemüsekörbe, sondern oben drauf auch noch den Lümmel von Producenten zu tragen, der es anschreit, schlägt und stößt; und auf einem einzigen der vom Lande hereinkommenden Carreten, die nur von einem elenden Pferde gezogen werden, sieht man oft zwölf, ja mehr Personen kauern, sitzen und stehen, den Geistlichen mitten darunter. Dann noch Trab den Berg hinauf und herab: — nirgends werden die Thiere so schlecht behandelt wie hier; alle Augenblicke fühlt man sich durch irgend eine capitale Schinderei erbittert. Victor Hehn in seinen Ansichten von Italien weiß auch dies zu entschuldigen. Diese Thierquälerei soll ein Rest der antiken Objectivität sein, welche kein sentimentales Verhältniß zur Thierwelt kannte. Nun ja, absolut aus der Luft gegriffen ist die Bemerkung nicht; aber zwischen sentimentaler und einfach guter Behandlung ist auch noch ein Unterschied. Und wie liebenswürdig war nicht doch das Verhältniß des alten Poliphem zu seinem Hauptbock! So durchaus fremd war doch also der antiken Anschauung die Liebe zu den Thieren nicht. Wie wenig aber hier das Seelenleben der Thiere verstanden wird, geht schon daraus hervor, daß der Hund, dieser mehr treue und gemüthvolle, als praktisch nützliche „jüngere Bruder“ des Menschen hier eine sehr seltene Erscheinung ist.

Ganz staunenswürdig ist es, daß bei dem Durcheinanderdrängen und Schieben von Wagen, Lastthieren und Menschen sich nie der geringste Unglücksfall ereignet. Da laufen Kinder am Rande des Fahrwegs umher, spielen mit Kugeln, Orangen, Ziegelsteinen, oder was sie sonst zur Hand

haben, das beliebte Boggia, schlendern zwischen den Wagen durch, und nie werden sie beschädigt. Da stellt der Nudelfabrikant seine Maccaroni, der Ziegler seine Ziegel zum Trocknen recht in die Straße hinein — aber nie wird auch nur ein Stück umgeworfen oder verletzt. Die Neapolitaner sind ungemein gewandt und aufmerksam. Alles ist in beständiger gegenseitig nachgebender Bewegung, Jeder sucht sich, wie er kann, seinen Weg. Selbst die von Vermummten geleiteten schaurigen Leichenzüge müssen sich durchwinden, wie es eben gehen will; eine besondere Gasse wird ihnen nicht gemacht, Geschrei und Musik hören vor ihnen nicht auf.

Und in solcher Weise wälzt sich der Strom des täglichen Lebens von Portici her am Handelshafen, dann am Kriegshafen hin bis zum Quai Santa Lucia, mit reichlichem Zu- und Abfluß durch die Gassen, die in das Innere der Stadt nach dem Toledo hinaufführen. Santa Lucia hat seinen eigenen Charakter; es ist die eine große Station der Fischer, die hier ans Land und sogleich zu Verkauf bringen, was das Meer ihnen bescheert hat, den ganzen Inbegriff der frutti di mare: Austern, Fische, Hummer, Muscheln aller Art. In Sommernächten entwickelt sich hier an einer Schwefelquelle, die sich hart am Ufer befindet, ein reger Verkehr.

Indem uns auf vielen Wanderungen im Innern der Stadt und am Hafen die hiesige Art zu leben, zu genießen und zu arbeiten allmählig vertrauter wurde, machten wir die Wahrnehmung von zwei wichtigen Verhältnissen, die das Leben und Treiben Neapels charakterisiren. Zunächst fiel uns auf, daß dasselbe in weit geringerem Grade durch die maritime Lage der Stadt bestimmt wird, als man denken sollte.

Betritt man Handelsstädte wie Bremen, Hamburg, Marseille vom Binnenlande aus, so merkt man schon an den ersten Häusern, daß man sich in einer Seestadt befindet. Ausländische Gewächse und Muscheln, zierlich in den Fenstern geordnet, fremdartige Matten und Schiffsmodelle in den Hausfluren, der Delfarblenglanz der wie die Schiffe stets frisch gemalten Häuschen, Mastbäume mit Windsfahnen in den Gärten, Papageienkästge in den Bäumen hängend, das Ganze von leichtem Theerdust umflossen — Alles das verkündet deutlich die Nähe der See und zieht den Sinn mächtig in die Ferne hinaus. Hier ist das durchaus anders; hier trägt nur der Strand einen maritimen Charakter, und auch der nur obenhin. Die See beherrscht das Leben nicht, sie verschönert es nur; sie ist kaum mehr als eine angenehme Zugabe. Sie ist in diesem schönen Golfe zu ruhig, um sich dem Menschen aufzudrängen; Ebbe und Fluth ist kaum bemerkbar und die einzige kräftige Bewegung bringt der Scirocco hinein. Man hat sich nicht gewohnt, die See

zu betrachten, wie das der Bewohner nordischer Küstenstädte in jedem freien Augenblicke thut. Am Nordseestrand wird der ausruhende Fischer immer Angesichts des ewig wechselnden Meeres ausruhen; hier kehrt er ihm den Rücken zu und legt sich auf das Straßenpflaster. Auch die muntere Arbeit der Schiffswerfte, die in andern Seestädten wieder Tausende von Menschen an den Dienst des beweglichen Elementes bindet, fehlt hier ganz; die ganze Schifffahrt scheint wie geliehen. Vergeblich sahen wir uns auch nach den imposanten Ballen und Fässern um, vor denen man an anderen Häfen immer den Hut ziehen möchte, wenn man nicht gar zu sehr den Provinzler zu ver-rathen fürchtete; vergebens spüren wir nach ihren wunderbaren ahnungs-vollen Gerüchen, die uns mit einem Male die ganze Geographie der süd-lichen Hemisphäre und eine Welt von Insulanern, Schlangen und Affen in die Phantastie werfen. Der Neapolitaner hat eine unglückselige Geschick-keit, Alles von Haus aus zu zerkleinern; wir belächeln in seinen Düten, was uns in Ballen mit Ehrfurcht erfüllen würde.

Der Großhandel ist von geringem Belang; um so üppiger wuchert der Kleinhandel, und das Mißverhältniß, in welchem er zur productiven Arbeit steht, ist der zweite der auffallenden Contraste, die den Verkehr Neapels charakterisiren. Eine gewisse Nüchternheit, um sich die gewöhnlichen Bedürf-nisse zu sichern, die nächsten Genüsse zu verschaffen, beherrscht die ganze Be-völkerung; aber außer der Fabrication von Handschuhen, Korallen-, Schild-krot- und Lava-Artikeln nimmt man kein kräftig blühendes Gewerbe wahr, und weder die Zeit noch die natürlichen Hilfsquellen des Landes werden ge-hörig ausgenutzt. Die Pflege der einheimischen Fruchtbäume ist sehr mangel-haft und für den Export wird wenig gezogen. Der Wein wird in einer so nachlässigen Weise behandelt, daß schließlich aus der süßesten Traube ein herber und unerfreulicher Wein producirt wird, der draußen keinen Markt findet. Die mouffirenden Weine sind mostartig und sauer, die übrigen ohne Blume und meist mit herbem Nachgeschmack. Ohne die Poesie des Landes zu zerstören, ohne gar zu viel Schornsteine darauf zu bauen — jetzt möchte der Vesuv wohl der einzige sein — müßte man diesem Boden unendlich mehr Ertrag abgewinnen können.

Der Detail-, Hausir- und Straßen-Handel wuchert, wie gesagt, ungemein. Er ist wesentlich auf die Fremden berechnet, die hier seit den Römerzeiten jahr-aus jahrein in Schaaren landen und an denen der Neapolitaner eine Art Strand-recht üben zu dürfen glaubt. Unter dieser vagirenden Kaufmannschaft ist das Ueberbieten die Regel, ebenso wie bei allen Fiakerkutschern. Man muß nicht sauer dazu sehen; es ist zu unterhaltend, mit ihnen um den Preis zu ringen, und ihre Beredsamkeit zu entfesseln. Ihr Gesichtsausdruck auf das erste Gegnergebot ist so überlegen vernichtend und maßlos erstaunt, daß ein Fremd-

ling von halbwegs schüchternen Gemüthsart sofort in die tiefste Beschämung hinüberschlägt, ein Herabbieten überhaupt nur versucht zu haben. Aber hält er Stand, so wird er jetzt die herrlichsten Reden hören über die vortreffliche Carrozza (in die kein deutscher Landpfarrer mehr steigen würde), das unvergleichliche Cavallo (das er längst auf allen vier Extremitäten hat brennen lassen), die glühende Hitze (die ihm persönlich um die Hälfte zu gering ist) und die fünf Ragazzi zu Hause (die einstweilen nur Idealschöpfungen seiner Phantasie sind). Die lebhaften Geberden, mit denen er diese Ergüsse begleitet, kann man ohne inneres Vergnügen nicht sehen. Und wie er sogleich gegen stillschweigendes Halbpant unter seinen Gesellen, die Gott weiß woher plötzlich erschienen sind, Unterstützung findet! Gegen die Fremden hält diese Menschenart in anerkennenswerthester Weise zusammen. Hat er seinen Kutscher etwa gar zu sehr herabgebeten, so wird er erleben, daß dieser ihm bald nach der Bezahlung plötzlich ein falsches Frankstück präsentiert, das er von ihm erhalten haben will; besaß er es nicht selbst, so hat ihn ein guter Freund schnell damit versehen. Verspeißt der Fremde Auster am Meeresstrande, so kann er, wenn er in seinem Genuß nicht gar zu schwer vertieft ist, wahrnehmen, wie ein unberufener Dritter die Anzahl der Schalen, die er geleert hat und nach welcher die Bezahlung berechnet wird, mit großer Virtuosität unter der Hand zu vermehren weiß. Natürlich wird ihm dieser Dienst von dem Verkäufer, der ihn nicht selbst verrichten kann, weil er die Auster öffnen muß, angemessen vergolten. Aber nach wenigen Wochen schon wird man dem Volke bekannt und genießt halbes Heimathrecht, die Anforderungen mäßigen sich, und alle jene liebenswürdigen kleinen Gaunereien treten wenigstens respectsvoller auf. Der Fremdling kann nun auch mit Muße dies und das betrachten, ohne sofort von zwanzig Seiten alle erdenklichen Waaren und Dienstleistungen angeboten zu bekommen oder einfach angebettelt zu werden. Zu Anfang ist das ganz unmöglich. Was man ansieht, wird angeboten, und der Lazzarone würde es durchaus begreiflich und in der Ordnung finden, wenn man in die linke Rocktasche seine klebrigen Pinienäpfel, in die rechte einige Seepolypen und Aale steckte und in den Händen seine feinstachelichten Cactusseigen nach Hause trüge. Aber wie gesagt, nach einigen Wochen begrüßt man sich wie Landsleute thun und weiß, was man von einander erwarten darf.

Man müßte der Philister seiner eigenen Nationalität sein, wenn man diesem munteren und leichtlebigen Volke nicht gut sein wollte. Und mit diesem einfachen Gefühle der Zuneigung könnte man füglich alle weiteren politischen und socialen Fragen auf sich beruhen lassen, mit dem Volke leben und genießen und das Morgen dem Herrgott befehlen. Aber nun kommt denn doch deutsche Gewissenhaftigkeit und Pedanterie und stellt ihre Fragen.

Ist dies Volk was es sein könnte? Ist es so, wie ein Staat es braucht, der in die Reihe der Machtstaaten eintreten will? Und da muß man, wenn man sich auf den Standpunkt des Nächstbetheiligten, etwa einer patriotischen Regierung stellt, entschieden mit Nein antworten.

Denn die Hauptsachen, deren ein Staat, wenn er irgend etwas bedeuten will, nun einmal nicht entbehren kann, um Macht zu erzeugen, fehlen in diesen neapolitanischen Landen in bedenklichem Grade: nämlich eine tüchtige Production, eine tüchtige Disciplin und, wodurch die eine hervorgerufen und befördert, die andere verinnerlicht und befestigt wird, eine tüchtige, allgemeine und durchgreifende Bildung. Dazu ist es keine leichte Sache, einem so sorglosen Volke auch nur die Erkenntniß dieser Mängel beizubringen, und so wird es der Regierung doppelt schwer, ihren Hebel anzusetzen und den *circulus vitiosus*, durch welchen Unbildung, wirthschaftliche Trägheit und politische Zerfahrenheit unter einander zusammenhängen, gründlich zu zerreißen. Aus allen ihren Maßregeln erkennt man, wie sehr sie sich hütet, dies Volk fest anzufassen. Wo anfangen? Mit dem Volksunterrichte? Die Regierung weiß die Wichtigkeit desselben wohl zu würdigen, hat selbst Schulen gegründet und die Municipien genöthigt, das Volksschulwesen in die Hand zu nehmen; aber einem Volke, das unter der früheren schulfeindlichen Regierung gar nicht unterrichtet wurde, wagte sie nicht mit dem Schulzwange zu kommen, und so ist es nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der Bevölkerung, der sich die dargebotene Wohlthat zu Nuze macht. Mit der Disciplinirung der Massen, mit Bildung der Gesellschaft zu einem staatsbewußten Volke ist es etwa ebenso bestellt. Zwar den schlimmsten Ausgeburten der socialen Anarchie, dem *Brigantaggio* und der *Camorra*, dieser consolidirten Gaunerschaft der Städte, ist die Regierung mit Energie entgegengetreten, und von der neuesten Praxis, nach welcher man die Briganten lieber „in *conflitto*“ sterben, als in die Gefängnisse wandern läßt (mit der Hoffnung ausbrechen zu können), läßt sich die endliche Ausrottung des Räuberwesens erwarten. Aber wie steht es mit der positiven politischen Zucht? Was gilt der Dienst am Staate, die Leistung für den Staat? Alles in Allem wird er wie etwas Fremdartiges, wie eine Last empfunden, und man muß nicht meinen, daß das bloß auf Rechnung des Wechsels der Dynastie zu setzen sei. Nicht das Haus Savoyen ist mißliebig, sondern der Staat mit seiner Disciplin und seinen Pflichten, und was keine Luft hat, diesen gerecht zu werden, nennt sich *bourbonistisch* und *faullenzt*. Die *bourbonische* Regierungsweise war allerdings den Neigungen dieses Volkes conformer, aber gewiß nicht seinen besseren; Volk und Regierung waren stillschweigend in dem Compromiß übereingekommen, sich die Pflichten, welche das Leben adeln, gegenseitig zu erlassen. Der *bourbonische* Staat war das *patriarcat modéré*

par la bombe. Das lustige Prinzeßchen, das gegen Goethe über die ernstesten Reformpläne Filangieris scherzte, bezeichnete den Charakter dieses Regiments ganz gut, wenn sie sagte: „Sehen Sie nur einmal, wie schön Neapel ist; die Menschen leben hier seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird, so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang.“ Heute nun sieht Alles ernsthafter aus. Der Staat verlangt, wie in Preußen, zunächst viele Soldaten und viele Steuern, und der Neapolitaner ist ein schlechter Soldat und ein noch schlechterer Steuerzahler. Ein schlechter Soldat im Frieden nämlich, was denn auch für den Krieg seine bedenklichen Folgen haben mag. Das Einerlei des Dienstes ist ihm fürchterlich; auch der Officier quittirt gern nach dem Kriege, daher die Armee an tüchtigen Officieren so großen Mangel hat. Der Adel kommt hier der Regierung in keiner Weise entgegen, entzieht sich vielmehr dem Dienste am Staate, wie er kann, und des Königs Officiere gelten in seinen Gesellschaften nicht. Das ist ein übles Beispiel. Dann die mißlichen Angelegenheiten des Steuerzahlens. Die Kraft seines eigenen hohen Rechtes zu fordern darf hier der Staat nur in sehr beschränktem Maße wagen, er muß auf Schleichwegen an die Beutel der Unterthanen heranzukommen suchen. Und doch wäre die directe Steuer eine wahre Wohlthat für die Masse des Volkes, das allerhöchstens bis zur Deckung seines Macaronibedürfnisses arbeitet; sie würde dadurch gelehrt werden, für den Staat zu arbeiten, wenn sie es für sich nicht thun will. Aber wie gesagt, die Regierung muß dies Volk sehr subtil anfassen, um die Revolte zu vermeiden; es will nun einmal lieber täglich frottirt, als quartaliter gestriegelt werden. Es will vom Staate nichts wissen, nimmt aber die zahllosen Douaniers wie eine in unvordenklichen Zeiten vom Himmel gefallene Landplage hin. Muß ihm doch neben den Douanen auch das scheußliche Lotto gelassen werden, dessen Banken man hier auf jeder Straße sieht, umlungert von traurig bettelhaften greisen Männern und Jünglingen, abgeschabten Dandy's, Kellnern außer Dienst, lüderlichen Colporteur's. Es würde wahrscheinlich nicht ohne Gefahr sein, dem Volke diesen tausendarmigen Polypen vom Fleische zu nehmen.

Die Regierung experimentirt jetzt eben wieder mit drei indirecten Steuern: dem Stempel, der wenig Opposition findet, der Theatersteuer (10 Procent der Bruttoeinnahme) die auch nicht sehr angegriffen wird, und der Mahlsteuer. Mit dieser ging die Regierung sehr ängstlich vor. Wie arbeitete der Telegraph, um das Ministerium von der Stimmung in den Provinzen in Betreff dieser Steuern zu unterrichten! Oppositionelle Blätter eilen, von Mord und Todtschlag zu erzählen, von wüthenden Müllern begangen, die ihrerseits das consumirende Volk fürchten. Die Regierung ist in einer

schlimmen Lage. Das Bedürfniß ist da, so dringend wie irgendwo, und die Mittel müssen erschlichen werden. Und was aus der Einziehung der Kirchengüter aufkommt (die ein Capital von 1200 Millionen Franken repräsentiren und sich recht gut verkaufen), deckt natürlich nur die Vergangenheit und kommt der Zukunft nicht zu Gute.

Man darf nun aber aus allen diesen Bemerkungen nicht schließen, daß es hier an allem politischen Pathos fehle. Wenn Gregorovius das behauptet, so kann er dabei nur an die oben charakterisirte allerdings massenhafte Straßenbevölkerung gedacht haben, die allerdings Know-nothing in dem Sinne ist, daß sie von Staat und Krieg nichts wissen will. Die mittlere Classe der Bevölkerung hat wohl politische Leidenschaft, aber etwa in der Weise der Franzosen. Das politische Programm wird diesen Leuten zu einer verauschenden völlig exclusiven Idee, welche alle anderen Berechtigungen erdrückt und in ihrer Alleinherrschaft sogar die öffentliche Moral bedroht. Sie sind vielleicht bereit, jede That dafür zu verrichten, verstehen aber nicht, wie man von ihnen auch das stets wiederkehrende Opfer und die ruhige Arbeit dafür fordern mag, und so behelfen sie sich in der Zwischenzeit mit dramatischen Demonstrationen und klangvollen Phrasen. Daß der Gedanke der Einheit und Macht Italiens, den sie ganz abstract wie ein Idol verehren, nicht allein durch Krieg, geschweige denn durch Mord, sondern nur in der gründlichen Verwandlung ihrer selbst sich realisiren läßt, begreifen sie nicht. Die politische Moral ist hier noch nicht einmal in ihren Elementen begründet. Man traut seinen Sinnen nicht, wenn man die Schwärmerei der Patrioten für Monti und Tognetti wahrnimmt, heimtückische Mörder, die um kein Haar besser waren, als die Banditen, welche ihr Bourbonismus in die Abruzzen treibt. Aber gegen den politischen Feind ist geradezu Alles erlaubt.

Die Haltung des Adels kann dem Ueingeweihten vielleicht mehr imponiren; denn nachdem nun acht Jahre nach der Revolution verflossen sind, haben sich doch nur einige wenige Familien bereit finden lassen, sich der neuen Dynastie zuzuwenden. Aber wie kam es, wird man fragen, daß König Franz so schmählichem Verrath zum Opfer fiel; wenn er überdieß das niedere Volk nicht zu fürchten brauchte, das in ihm den Sohn Marie Christines verehrte, die es zu seinen Heiligen zählt? Das erklärt sich aus der Apathie des Adels, der damals so wenig Lust zu dienen hatte wie heute, und der in der Stunde der Gefahr aus Furcht vor einer Plünderung des Pöbels, den er stets hatte gewähren und zum Pöbel werden lassen, von hier auswanderte, um in seinem geliebten Paris den König zu beklagen. So paralysirten sich gegenseitig die beiden Classen der Bevölkerung, auf welche der König sich möglicherweise hätte stützen können. Nachmals ist der Adel zurückgekehrt, um hier eine höchst inhaltleere und bedeutungslose Existenz zu

führen. Er leistet dem Staat nichts und sich selber nichts; denn keinem dieser hohen Herren fällt es ein, sich etwa um seine Güter persönlich zu bekümmern. Diese kommen darum wirtschaftlich immer mehr herunter und bilden, von ihren Herren verlassen, eine Lockung für die Briganten, — wenn es auch ebenso wahr ist, daß so mancher Administrator den Brigantaggio als ein Schreckbild benutzt, um den Besitzer vom Besuche seiner Güter abzuhalten.

Vielleicht ist es der nächsten Regierung vorbehalten, dieß Volk auf der einen Seite der politischen Apathie, auf der andern der schwärmenden Phrase zu entwöhnen und zur Mannesreise hinüber zu führen. Der Kronprinz, den wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ist ein ruhiger stiller Mann von festen Ueberzeugungen. Der Liberalismus will nicht viel von ihm wissen, aber wenn man weiß, wie sehr der italienische Liberalismus in Selbstgenuß versunken ist, so hat dieß nicht viel auf sich; der Kronprinz scheint ein Character, der vor dem Genuße die Arbeit verlangt, und wohl geeignet, das neue Italien fest zu unterbauen, das sein Vater gegründet hat. —

Neapel, December 1868.

Varnhagen's Aufzeichnungen aus den Jahren 1824 u. 1825.

„Blätter aus der preussischen Geschichte“ von K. A. Varnhagen von Ense. Dritter Band. (Leipzig 1868.)

Der Werth von Tagebüchern ist in der Regel durch den Stoff bedingt, der ihnen durch die äußeren Verhältnisse des Tagebuchschreibers zugeführt worden. Bei Aufzeichnungen wie den vorliegenden, wo der Verfasser sich lediglich auf die Registrierung von Tagesneuigkeiten beschränkt und von seinen Gedanken und Meinungen über dieselben, in der Regel Nichts hinzugethan hat, ist das in erhöhtem Maße der Fall und reicht eigentlich schon die Mittheilung der Jahreszahlen dazu hin, die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit des Aufgeschriebenen zu bezeichnen.

Schon dieser äußere Umstand stellt dem vorliegenden dritten Bande der „Blätter aus der preussischen Geschichte“ ein ziemlich ungünstiges Horoskop. Nachdem uns in Varnhagen's Mittheilungen aus den Jahren 1819—1823 eine Pnyssionimik der preussischen und deutschen Zustände des Restaurationszeitalters vorgelegt worden, versteht sich von selbst, daß aus den beiden nächsten